

Benedict Schubert
Predigttext: Jesaja 55, 8-11

*gehalten am Reformationssonntag, mit direkter Übertragung im Schweizer Fernsehen, im Internet noch zu sehen unter:
<http://www.srf.ch/sendungen/gottesdienst/evang-reformierter-gottesdienst-zum-reformationssonntag>*

Es wirkt!

Zeugnis von Pfrn. Ruth Epting

Dank sei Gott, dass er mich im Basler Missionshaus aufwachsen liess; meine Eltern waren in Ghana gewesen, meine Grosseltern in Indien. Mir sind sowohl der Glaube wie auch die Nöte der Welt begegnet und haben mich vorbereitet für ein Leben für andere.

Nach dem Krieg bat der deutsche christliche Verein junger Frauen mich, die weibliche Jugend in den drei westlichen Zonen des Landes zu neuem Leben und neuen Formen der Gemeinschaft zu rufen. Ich hatte in Basel vier Jahre Theologie studiert, doch als Frau konnte ich keine Pfarrstelle bekommen.

Als Frau konnte ich keine eigenen Pläne machen, sondern musste warten, bis eine Tür sich öffnete. So wurde ich bloss mehrere Male gebeten, in einer Pfarrstelle die Vertretung zu übernehmen, bis ein Pfarrer gefunden wurde. Nach 13 Jahren wählte mich die Oekolompad-Gemeinde zur Pfarrerin. Meine Kollegen baten mich, mich um die Frauen zu kümmern. Es war die Zeit, in der Frauen Anerkennung und berufliche Möglichkeiten suchten.

Das erlebte ich als eine grosse Bewegung – nicht nur hier: überraschend wurde ich gebeten, nach Kamerun zu reisen, um dort einen Theologen in der Ausbildung von lokalen Pfarrern zu vertreten. Für mich war es eine grosse Freude, dass die Basler Mission mir diese Aufgabe übertrug. Ich hatte früher viel von ihr gehört, nun versuchte ich, mehr über ihren Glauben und ihr Wirken zu erfahren. Es war eine neue Herausforderung, denn die kamerunischen Pfarrer konnten sich nicht vorstellen, von einer Frau unterrichtet zu werden. Wir haben aber sehr schnell einen gemeinsamen

Weg gehen können. Die Anfänge waren schwierig, doch plötzlich wurden auch Frauen von Gott berufen! Heute gibt es ungefähr 50 Pfarrerinnen, die in der presbyterianischen Kirche in Kamerun ihren Dienst tun.

Mission heisst: gerufen zu werden um zu helfen, getragen vom Glauben.

Zeugnis von Josefina Hurtado Neira

Es berührt mich, Dich so reden zu hören, liebe Ruth. Dein Weg hat für viele Frauen auf verschiedenen Kontinenten den Weg geebnet.

Pionierinnen wie Ruth haben Samen ausgesät in den Herzen von Frauen, die den Ruf hörten, ihrerseits einen eigenen Weg zu gehen, ihre eigene Mission zu entdecken.

Ich selbst habe mich in Lateinamerika von der Volksfrömmigkeit meiner Mutter genährt, die aus einer grossen Familie vom Land stammte. Sie erzählte uns keine Märchen, sondern „Geschichten vom Land“. In diesen Geschichten waren Frauen benachteiligt, einfach weil sie Frauen sind. Anstatt zur Schule zu gehen, mussten sie für ihre Brüder da sein. Sie hatten keine andere Perspektive als zu heiraten oder in ein Kloster einzutreten. Die Bibel wurde so ausgelegt, dass dieses ungerechte System gestützt wurde. Deshalb fanden die Frauen ihre Lage normal.

Die Geschichten meiner Mutter haben in mir die Saat der Rebellion eingepflanzt und die Überzeugung, ich wolle mich für die Frauen einsetzen. Auf diesem Weg bin ich vielen Frauen begegnet. Ich habe viel Solidarität erfahren; ich habe erlebt, dass wir einander respektieren. Wir haben gelernt, was Dialog wirklich heisst: uns dem auszusetzen, was andere uns zu sagen haben. Unsere theologische Arbeit bestand darin, eine Botschaft, die unterdrückt, von einer zu unterscheiden, die befreit. Wir haben uns dazu verpflichtet, uns für die Gerechtigkeit einzusetzen.

Die Erfahrung des Austauschs soll uns dabei helfen unser Ziel zu erreichen: den Samen der gegenseitigen Verständigung weiter zu streuen, so dass er wächst und Frucht bringt, die uns nährt. Das bleibt für mich die Herausforderung unserer Mission.

Predigt

In der zweiten Hälfte des Buchs des Propheten Jesaja sind Texte gesammelt, die ermutigen und trösten. Im 55. Kapitel lesen wir die Verse 8 bis 11:

Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, Spruch des HERRN, denn so hoch der Himmel über der Erde ist, so viel höher sind meine Wege als eure Wege und meine Gedanken als eure Gedanken. Denn wie der Regen und der Schnee herabkommen vom Himmel und nicht dorthin zurückkehren, sondern die Erde tränken und sie fruchtbar machen und sie zum Spriessen bringen und Samen geben dem, der sät, und Brot dem, der isst, so ist mein Wort, das aus meinem Mund hervor-geht: Nicht ohne Erfolg kehrt es zu mir zurück, sondern es vollbringt, was mir gefällt, und lässt gelingen, wozu ich es gesandt habe.

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

wie Regen auf trockenes Land kommt das Wort Gottes und macht die Erde fruchtbar. Das Bild aus der Welt des Ackerbaus ist unmittelbar einleuchtend, auch für mich als Städter. Ich kann mir das gut vorstellen: Wolken ziehen auf, sie werden dichter, bis sie brechen, und der Regen strömt – und dann spriesst und wächst es. Das Bild ist einleuchtend und konkret.

Weniger konkret und einleuchtend ist hingegen die Sache, die darin abgebildet werden soll. Wie genauer sollen wir uns Gottes Wort vorstellen, das wie ein Regen kommt? Wir wissen, wie Regen sich anfühlt – aber wie spüren, hören, erkennen wir Gottes Wort? Wir wissen, wie Regenwolken aussehen – aber gibt es etwas, was das Gotteswort ähnlich ankündigt? Und können wir einen Zusammenhang feststellen zwischen diesem Wort und dem, was seine Frucht wäre?

Der Zusammenhang zwischen Regen und Frucht lässt sich wissenschaftlich belegen. Schon ein Kind kann zumindest das beweisen: es pflanzt in zwei Töpfchen je einen Sonnenblumenkern. Dem einen gibt es gar kein Wasser – dort wird garantiert auch nichts spriessen.

Der Zusammenhang zwischen Gottes Wort und etwas, was Menschen als dessen köstliche Frucht bezeichnen, der lässt sich hingegen nicht beweisen. Er lässt sich nur bezeugen.

Ihr habt gehört, was Ruth Epting und Josefina Hurtado Neira berichtet haben. Ruth Epting hat davon erzählt, wie sie auf nicht gradlinigen Wegen Pfarrerin wurde und theologische Lehrerin in Kamerun. Dabei gehört sie einer Generation an, für die es eigentlich selbstverständlich war, dass ein Mädchen eine solche Ausbildungen nicht machen, eine solche Laufbahn nicht durchlaufen könne und solle. Nicht wenige lasen zu jener Zeit in der

Bibel, genau dies entspreche Gottes Plänen: dass Frauen schweigen, dienen und sich unterordnen. Manche tun das heute noch.

Ruth Epting hat jedoch aus den Beispielen ihrer Vorfahren und aus dem, was ihr in der Bibel begegnete, andere Schlüsse gezogen. Sie hörte daraus die Ermutigung und die Erlaubnis, sich nicht mehr von Männern sagen zu lassen, wie sie Gott und die Welt zu verstehen habe. Mit einem leise ironischen Unterton stellt sie fest, dass plötzlich auch in Kamerun Frauen zum Pfarrdienst berufen wurden.

Für Ruth Epting ist klar: Es ist nicht Gott, der endlich seine Meinung geändert hat in Bezug darauf, was Frauen sollen und dürfen. Es hat einfach sehr lange gebraucht, bis die Menschen begriffen haben, dass vor Gott alle, also auch Männer und Frauen, die gleiche Würde, den gleichen Wert haben.

Für Ruth Epting ist Gottes Wort wie ein Regen, der einen verkrusteten Boden aufgeweicht hat, und nun wächst es dort vielfältiger, bunter, lebendiger als vorher.

Josefina Hurtado Neira hat das bestätigt. Was sie aus Vorbildern wie Ruth Epting ableitete, sieht auch sie als Frucht einer Botschaft, an deren Ursprung Gott selbst zu Wort kommt.

Nicht allen wird einleuchten, dass Gott da wirklich geredet haben soll. Denn man kann von den Erfahrungen von Ruth und Josefina reden, ohne dass Gott irgendwie vorkommen müsste. Sie selbst könnten das auch.

Es gibt also einen entscheidenden Unterschied zwischen dem Regen und dem Wort Gottes: Regen sieht und spürt jeder. Gottes Wort zu hören, es wahrzunehmen, das ist eine Sache des Vertrauens, des Glaubens.

Ruth und Josefina glauben und bezeugen, dass sie hinter all dem, was ihnen beigebracht wurde, was sie hörten und erlebten, Gott selbst vernommen haben. Sie stellen sich damit in die grosse Geschichte all derer, die ihr Leben, ihre Geschichte als Teil dessen verstehen, was Gott mit der Welt und in der Welt tut.

Sie machen sich keine Illusionen darüber, dass Gottes Wort sich leicht wechseln lässt. Nur ganz selten lässt Gott sich direkt als himmlische Stimme vernehmen.

Meist kommt Gottes Wort getarnt zu uns: als Geschichten, die die Mutter erzählt, als ein Brief mit der Bitte, diese oder jene Aufgabe zu übernehmen.

men. Gott kann mich durch ein Bild erreichen, das ich in der Zeitung sehe, oder durch eines, an dem ich im Museum beinahe vorbeigegangen wäre.

Ich kann Gott hinter den Tönen eines Lieds hören oder nach einem Traum aufwachen und wissen, dass Gott zu mir etwas gesagt hat.

Gottes Stimme meldet sich manchmal ausgerechnet dann, wenn wir ganz still sind. Und manchmal geschieht es auch in den Momenten, in denen wir Gottes Gegenwart ausdrücklich feiern, wie wir das jetzt tun.

Dieser Spur will ich gleich noch weiter folgen. Doch nun halte ich einen Moment inne, damit wir der Kantorei zuhören können. Sie singt eines der geheimnisvolleren Worte, die von Jesus in der Bibel überliefert sind. Im Johannesevangelium hören wir ihn sagen:

Ich bin das Brot des Lebens. (Palestrina: Ego sum panis vivus)

Von ihren Anfängen an können wir die Geschichte der christlichen Mission als eine Geschichte lesen und verstehen, in der Menschen Gott gehört und auf ihn gehört haben. Daraus ist da und dort etwas entstanden, wovon auch kritische Beobachter anerkennen: es ist gut. Um es im Bild des Propheten zu sagen: Der Regen war ein kostbares Geschenk, Menschen wurden satt, lebten auf. Sie bekamen vom Brot, das Leben bedeutet.

Doch in der Mission entstanden da und dort auch Dinge und Verhältnisse, die nicht gut waren. Es finden sich leicht Beispiele, wo Mission und Gewalt, Mission und Menschenverachtung, Mission und Kolonialherrschaft einander zu nahe waren.

Nun ist das keine spezielle Eigenheit allein der Missionsgeschichte, dass sie sich als ein verwirrendes Durcheinander präsentiert. Helles und Dunkles, Frieden und Gewalt, Ausbeutung und Gerechtigkeit, wechseln einander in einem Rhythmus ab, den wir selten begreifen.

Wir als christliche Gemeinde sind Teil dieser Geschichte. Und jedenfalls kann auch die Missionsgeschichte nacherzählt und gedeutet werden, ohne dass Gott darin vorkommt. Wir vertrauen indessen darauf, dass es die Geschichte ist, in der der Erfolg, die Folgen des Wortes sichtbar werden, das Gott gesprochen hat.

Im Rückblick auf die widersprüchliche Geschichte der Mission wird uns allerdings bewusst, wie leicht wir den Anfang unseres Textes vergessen.

Erinnern Sie sich noch? Der Prophet setzt mit der Proklamation ein, dass Gottes Perspektive ganz anders ist als unsere. Er ruft uns in Erinnerung, dass wir zwar in Gottes Namen handeln dürfen, aber dass wir nicht allzu schnell davon überzeugt sein sollten, unser Handeln entspreche in allem und genau dem Willen Gottes.

Der Prophet warnt uns vor dem Irrtum zu meinen, wir hätten wirklich den Überblick und den Durchblick. Wir sollten stattdessen immer davon ausgehen, dass unsere Gedanken nicht seine Gedanken sind, und seine Wege nicht die, die wir für gangbar und richtig halten.

In Geschichte und Gegenwart der Mission haben da und dort Menschen skrupellos ihre eigenen Interessen verfolgt und dabei behauptet, sie erfüllten Gottes Wunsch und Willen.

Wo Heuchelei offensichtlich ist, muss sie uns nicht zu sehr bekümmern. Schwieriger ist es jedoch, damit umzugehen: Manches, was heute scharf kritisiert werden muss, taten und sagten sie damals in der tiefen Überzeugung, sie hätten Gottes Wort gehört und seien ihm nun genau auf diese Weise gehorsam.

Ich erwähne nur ein Beispiel: In vielen jungen afrikanischen Gemeinden verboten es die Missionare, Trommeln auch dazu zu verwenden, der Welt die Botschaft von Gottes Liebe anzukündigen. Weil ihnen die Trommeln und die einheimischen Gesänge fremd und unheimlich waren, meinten Missionare, sie müssten um Gottes willen den afrikanischen Christen beibringen, dass und wie sie übersetzte deutsche Choräle singen sollten. Heute freuen wir uns darüber, dass wir vor Gott in vielen Sprachen, in ganz unterschiedlichen Rhythmen und nach Melodien singen können, die un schön schräg klingen mögen.

Wir bilden uns natürlich ein, wir könnten diese Art grober Fehler unserer Vorfahren heute vermeiden. Wir wollen schliesslich möglichst aufmerksam dem folgen, was wir als Wort von Gott gehört und verstanden haben.

Deshalb engagieren wir uns als Gemeinde für das eine, lassen aber anderes sein und bleiben. In allem möchten wir zum Ausdruck bringen, wo und wie wir Gottes Wort vernommen haben. Und dass wir darauf hoffen und vertrauen, es werde daraus etwas Gutes entstehen.

Vielleicht wird die nächste Generation tatsächlich dankbar auf einiges zurückschauen, was uns gelungen ist. Doch vielleicht wird schon sie uns

heftig kritisieren. Noch einmal: Der Zusammenhang zwischen ausreichendem Niederschlag und guter Ernte lässt sich nachweisen.

Wir können jedoch nur glauben – und das heisst: uns darauf verlassen und darauf einlassen, dass Gottes Wort vollbringt, was Gott gefällt, und gelingen lässt, wozu er es gesandt hat. Wir hören die Worte des Propheten. Wir lassen sie uns als Wort Gottes sagen.

Das fällt uns leichter, wenn Frauen wie Ruth Epting oder Josefina Hurtado ihre Geschichte erzählen. Zeugnisse wie ihre helfen uns, besser zu verstehen, wie Gott spricht, was er uns sagt, und wie wir Sein Wort in unserem Leben umsetzen sollen.

Uns ist zugesagt, dass Gottes Wort Folgen hat, die unserem Leben guttun – so wie Regen Folgen hat und wir ernten können, was uns satt macht. Doch während wir voraussehen können, was schliesslich wächst, wenn es regnet, müssen wir uns bei Gottes Wort auf Überraschungen gefasst machen. Weil seine Gedanken nicht unsere sind, und unsere Wege nicht seine Wege, wird vermutlich manches anders heraus kommen, als wir dachten. Es wird früher geschehen, als wir es erwarteten, oder später, als wir es erhofften. Doch wir glauben, dass am Ende vollbracht sein wird, was Gott gefällt.

Amen.